



AUS DEM
BILDERBUCH
MEINES LEBENS

FRANZ KEIM

Aus dem Bilderbuche meines Lebens

Franz Keim

Inhalt:

[Franz Keim - Biografie und Bibliografie](#)
[Aus dem Bilderbuche meines Lebens](#)

Aus dem Bilderbuche meines Lebens, Franz Keim
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster

ISBN: 9783849629076

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Franz Keim - Biografie und Bibliografie

Österreichischer Schriftsteller, geboren am 28. Dezember 1840 in Stadl-Paura, Oberösterreich, verstorben am 27. Juni 1918 in Brunn am Gebirge, Niederösterreich. Er

begann im Jahr 1860 an der Wiener Universität zu studieren. Da ihn seine Eltern finanziell nicht mehr unterstützen konnten, musste er das Studium vorzeitig abbrechen. Er begann verschiedene Tätigkeiten. So war er bei der Marine in Triest. Auch als Hauslehrer arbeitete er, genauso wie bei der Südbahngesellschaft. In dieser Zeit begann er mit seiner schriftstellerischen Arbeit und es entstand sein Drama Sulamith, das auch am Wiener Stadttheater und am Burgtheater aufgeführt wurde. Durch diesen Erfolg konnte er sein Studium weiterführen und 1874 schließlich abschließen. Nach seinem Studium war er als Gymnasiallehrer in St. Pölten bis 1898 tätig. Dort kam er mit Rilke zusammen. Von 1902 lebte er bis 1913 in Wien-Döbling. Von dort zog er nach Brunn, wo er auch starb. Begraben ist er am Friedhof in Mödling. Im Jahr 1933 wurde in Wien Donaustadt (22. Bezirk) der Keimweg nach ihm benannt, ebenso wie in Mödling die Franz Keimgasse. An der Grenze Brunn am Gebirge/Maria Enzersdorf gibt es eine weitere Franz Keim Gasse.

Der Text ist unter der Lizenz „Creative Commons Attribution/Share Alike“ verfügbar; zusätzliche Bedingungen können anwendbar sein, und findet sich im einzelnen unter http://de.wikipedia.org/wiki/Franz_Keim

Wichtige Werke:

- Sulamith
- Der Königsrichter (1879)
- Stefan Fadinger (1896)
- Aus dem Sturmgesang des Lebens (1887)
- Der Schenk von Dürnstein
- Die Spinnerin am Kreuz (1892)
- Mephistopheles in Rom (1892)
- Der Schmied von Rolandseck (1892)
- Das Steinfeldmärchen (1896)

Aus dem Bilderbuche meines Lebens

I.

Weil es durchaus euer Wille ist, meine lieben Freunde, so will ich einiges über mein Werden und meinen künstlerischen Lebensweg mitteilen. Nicht um meiner selbst willen, sondern um der edlen Vorbilder zu gedenken, die mir als gute Sterne vorgeleuchtet haben, und jene Gestalten in meiner Erinnerung heraufzubeschwören, welche meist liebevoll und fördernd, nur selten hemmend oder verständnislos meinen Wandel begleitet haben.

Jedes Dichterleben ist ein Gottesgericht. Ist es auf die Launen und Moden einer Zeit und Gesellschaft gestellt, so wird es mit diesen vergehen. Ist es aber auf das Ewige in Welt und Menschheit gerichtet, so wird es dauern, auch wenn, wie so oft, eine blinde Gegenwart oder eine augenblickliche Torheit es bekämpfen sollte. Wer nicht um der Kunst willen ein Künstler wird, wer da dichtet, malt oder komponiert, um einen persönlichen Gewinn oder Vorteil zu erreichen, der ist ein Fälscher oder ein Narr.

Ich habe auch an das Märchen von der vollständigen Verkennung des wahrhaft Großen, des wahrhaft Schönen niemals glauben können. Die das behaupten, vergessen, daß der wirklich bedeutende Geist über der Menge steht, daß sein Schaffen der Zeit vorausseilt. Wie sollte er da von der Menge, von der Gegenwart im engsten Sinne, beim ersten Aufstieg sogleich verstanden werden? Nur die Minderzahl der Gleichgestimmten wird ihn sofort verstehen. Gar nicht zu sprechen von denjenigen, die ihn zwar verstehen aber nicht anerkennen, weil sie ihn beneiden. Sagt doch Shakespeare so schön, daß vor der

Menge vergoldeter Staub meist mehr gelte, als überstäubtes Gold. Künstlerische Ueberzeugung aber, die niemals vom Tagesgeschmacke ihre Bestimmung erhält, wird immer einen harten Kampf zu kämpfen haben. Aber Mut und Ausdauer verhelfen zum Siege; wenn auch dieser Sieg unter besonders ungünstigen Verhältnissen manchmal erst nach dem Tode des Künstlers eintreten sollte. So hat das trostlose Ende Heinrich von Kleists seine Ursache nicht bloß in der Verkennung seines Genius durch die Mitwelt, selbst durch Goethe, - nein, sie ist in der allgemeinen Hoffnungslosigkeit unseres Volkes, in der Erniedrigung des Vaterlandes, der Knechtung aller stolzen, selbständigen, aufrechten Geister unter das despotische Joch eines rücksichtslosen, fremden, unerbittlichen Machthabers begründet. Ganz abgesehen vom persönlichen Charakter und Schicksale des unglücklichen Dichters. Ohne Zweifel muß in solchen Ausnahmefällen die Nachwelt das Urteil der Gegenwart in Ordnung bringen. Und das hat die Nachwelt, ob früher, ob später, auch allzeit getan. Wo sind die Kreaturen, die über drei Jahrzehnte den Titanen Richard Wagner verspotteten und begeisterten? Wo sind die dummen "unparteiischen Briefe" über Bayreuth aus der Feder theoretischer Ignoranten? Richard Wagners Kunst beherrscht die Welt. Seine Gegner sind alle zum Kehricht geworfen worden durch die Zeit. Darin liegt für mich die große Gerechtigkeit der Welt, an welche jeder wahre Künstler glauben muß; die er aber niemals verwechseln darf mit dem Augenblicksgezeter kleiner Kreise oder mit der Apathie der ewig verständnislosen Menge, welche herdenmäßig heute nach diesem, morgen nach jenem Vergnügungsfutter läuft, wie es ihrem stumpfen Instinkt oder ihren schlaun Zutreibern zusagt. Wenn Shakespeare im Hamlet behauptet, ein Ehrlicher sei ein Auserwählter unter zehntausend, so gilt diese Wahrheit vom verständnisvollen Schätzer der Künste unstreitig dreifach. Heil dem Künstler, der das nicht vergißt, seinem eigenen

Stern vertraut und nicht zu spät wahrhafte,
verständnisvolle Freunde findet!

Das wollte ich mir vom Herzen sprechen, bevor ich die
Geschichte meines eigenen Lebens berühre, die, so
bescheiden ich sie auch einschätze, doch vielleicht
manchen jungen Kämpfer trösten und ermutigen wird.

Von väterlicher Abkunft entstamme ich durch meinen
bürgerlichen Großvater Franz Wendelin Keim dem
Deutschen Reiche, und zwar dem badischen Franken. Er
zog im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts nach Wien,
wo mein Vater, Franz Keim, geboren wurde. Der Vater
meiner Mutter, ein Ritter von Steinhauser, Gutsbesitzer auf
Schloß Bulgarn an der Donau bei Linz in Oberösterreich,
stammte nach einem Ausspruche meiner Mutter aus der
bayrischen Pfalz. Ich besitze sein geschlechtliches
Adelsdiplom vom Jahre 1563, ausgefertigt zu Innsbruck
und gezeichnet mit: "Wir von Gottes Gnaden, Ferdinandus
I., erwählter römischer Kaiser, König in Germanien,
Hungarn und Böhmeim *et cetera*." Ich führe diese an sich
unscheinbaren Dinge an, weil diese Mischung von
schlichtem Bürgertum und altem Adel möglicherweise in
meiner Denkungsart und in der Wahl meiner poetischen
Stoffe mich einerseits vor jeder Einseitigkeit bewahrte,
andererseits mich frühzeitig den Zauber geschichtlicher
Gegensätze, die Bedeutung des Ringens der
althergebrachten Stände des deutschen Volkes auf meinem
Heimatboden und den Wert einer endlichen Versöhnung
und Zusammenschließung dieser bodenständigen Elemente
gegenüber fremden und feindlichen Elementen betrachten
und darstellen lehrte. Unbewußt wurde ich so auf den Weg
der nationalen Dichtung geführt, die nicht in politischer
Reimerei, nicht in teutonischem Phrasentum besteht, das,
selbstgeschaffene Drachen tötend, am schwungvollsten
beim Bierglase schwärmend und wetternd, uns weder in

Kunst noch Leben vorwärtsbringen könnte. Der Boden meines engeren Heimatlandes, der alte Traungau in Oberösterreich, ist ehrwürdiger deutscher Geschichtsboden. Die Grafen von Wels und Lambach erhoben sich in grauer Vorzeit zu jenem mächtigen Geschlechte, dessen Sitz die Styraburg (heute das gräflich Lambergische Schloß zu Stadt Steyr) wurde, und dessen Enkel, die Ottokare, die steirische Markgrafenwürde erhielten. In der später landesfürstlichen Burg zu Wels starb 1519 Kaiser Maximilian I. Lambach wurde durch den letzten Agnaten des traungauischen Geschlechtes in eine Benediktinerabtei verwandelt. Reformation und Gegenreformation, Bauernkrieg und Franzoseneinfälle sind im Gedächtnisse meiner Landsleute nicht erloschen. Bayrisches, fränkisches, auch schwäbisches Blut aus den Zeiten der urältesten Ansiedlung unter Kaiser Karl dem Großen, bis auf die Erwerbung des bayrischen Innviertels unter Kaiser Josef II. belebte und gestaltete unser obderennsisches Volkstum und gab ihm jene Derbheit und Zähigkeit, aber auch jenen natürlichen Witz, die besonders den Bauer bei uns charakterisieren. Bei diesem Stande hat sich ganz besonders neben der Kraft und Gesundheit des Leibes auch jene urwüchsige Phantasie erhalten, die in Trutzliedern und Tanzgesängen (Schnaderhüpfeln) die Quelle reicher Volkspoesie geworden ist. Beim "Landleranz" wird nicht nur gesprungen, sondern auch gesungen. Wer auch nur flüchtig an Sonn- oder Feiertagen die Gassen unsrer Dörfer, Märkte und kleinen Städtchen durchwandelt, der vernimmt aus allen Wirtsstuben den vielstimmigen, prächtigen Gesang unsrer "Manner" und "Buben", wohl auch Dirndeln, und hört aus den lustigen Jodlern die liedfreudige Herzenssprache unsers Volkes erklingen.

In dieser ländlichen Welt an der klaren Traun, nicht weit vom Marktflecken Lambach, im uralten Klosterwalde,

genannt "das lange Holz", wurde ich am 28. Dezember des Jahres 1840 meinen lieben Eltern als viertes und letztes Kind geboren. Mein Geburtshaus war das Stationsgebäude der einstmaligen Budweis-Linz-Gmundener Bahn, damals mit Pferdebeförderung, später mit der großen Wien-Salzburger Strecke der Elisabeth-Westbahn vereinigt und dem großen Verkehre einverleibt. Eingepfarrt waren wir nach dem Flößerndorf Stadel, mit der Schule und Kirche Baura.

Die damaligen Bewohner von Stadel waren ein urwüchsiges, fast gefürchtetes Schiffervolk, welches das Salz der kaiserlichen Sudwerke des Salzkammergutes vom Traunsee, die Traun hinunter in die Donau nach Wien verflöste. Die Kinder dieser Natursöhne waren meine ersten Schulgenossen. In diesem Sinne war ich und bin ich ein "Stadlinger". Die im italienischen Renaissancestile erbaute Kirche und Schule Baura, auf einem grünen Hügel über dem Schifferorte an der Traun gelegen, scheint ein uralter Besiedlungspunkt des Stiftes Lambach gewesen zu sein. Der Name Baura (oder Paura) stammt von dem altdeutschen Worte Purenawe, Bauernaue und erklärt sich als Bauernsiedlung. Als Schüler dieser Schule bin ich daher sogar - ein "Bure".

So war ich denn - am unschuldigen Kindertage - unter großen Schmerzen meiner lieben Mutter, zur Welt gekommen. Es wurde mir gesagt, ich sei ein Sonntagskind. Meine Eltern hatten durch Fleiß und gute Wirtschaft die vormals kleine Gastwirtschaft vergrößert und zu ehrenvollem Flor gebracht. Die kleine Bahn war eine der ersten Adern des Verkehres, der Weg von Wien nach Paris ging über unser gutes Lambach, und in den etwa fünfzehn Fremdenzimmern des "Gasthofes zur Eisenbahn" gab es damals viel seltenere, ja berühmtere Gäste, als später. So war der Vizekönig von Indien, Lord Canning, unser

Sommergast. Seine Tochter Auguste, etwas älter als ich, sagte immer zu mir: "Du kleiner, dicker Junge du." Beim Abschied schenkte sie mir ihre Puppe. Das Sturmjahr 1848 übte auch bei uns seine aufregende Wirkung. Eines Tages saß eben der Hauslehrer, Herr Denk, bei uns Kindern, als es plötzlich hieß, der Bahnhof sei in Gefahr, die Stadlinger kämen in Rotten durchs "lange Holz" und zerstörten die Bahngleise. Wir stürzten alle ans Fenster, beruhigten uns aber, als wir hörten, der Major in der nahen Kaserne habe Mannschaften zur Streifung in die Wälder kommandiert. Die Stadlinger, welche ihr altes Monopol der Salzbeförderung zu Wasser an die Eisenbahn verloren hatten, vermeinten, die Zeit sei jetzt gekommen, wo sie ihr altes gutes Recht und ihren verlorenen Verdienst mit Gewalt wieder zurückerobern könnten. Nur schwer ließen sich die aufgeregten Leute beschwichtigen. Ich war zu jung und zu kindisch, um die Losung der Zeit zu verstehen, aber ich freute mich herzlich, als nun bald vom Giebel unseres Hauses die schwarzrotgelbe Fahne flatterte und ich oftmals unter unsern Fenstern den Männergesangverein die Arndtschen Lieder "Was ist des Deutschen Vaterland?" und "Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" anstimmen hörte.

Erst später begriff ich, daß damals ein großes deutsches Reich wieder erstehen wollte, in dem mein Vaterland mit eingeschlossen werden sollte. Viel später erst erfuhr ich, daß dieser Blühtraum durch den Frost des deutschen Doktrinarismus, Eifersucht der Parteien und Mächte, kurz durch unsere politische Unzulänglichkeit wieder zerstört worden sei. Aber die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft des ganzen deutschen Volkes wuchs, hier stärker, dort schwächer in den Seelen meiner jungen Zeitgenossen.

Mit zwölf Jahren schickte mich der Vater – dank den Bitten meiner Mutter – aufs Gymnasium des berühmten

Benediktiner-Stiftes Kremsmünster. Ich litt dort oft und viel an Heimweh. Vor Vater und Schwester Luise, die mich dahin begleitet hatten und mich an meinen Kostherrn, einen grämlichen, pedantischen Schulmeister ablieferten, hielt ich mich allerdings tapfer und stolz. Etwa zehn Jungens aller acht Klassen bewohnten wir das zweite Stockwerk des massiven Torgebäudes, das die äußere Pforte des Klosters bildete und von uns der Hungerturm genannt wurde. Die Frau unseres Kostherrn war infolge eines Schlagflusses in der Sprache und an der linken Körperhälfte merklich gelähmt, so daß sie uns unerfahrenen Burschen vollkommen albern erschien. Um so beweglicher, fast hätte ich gesagt, schlagfertiger, war ihre häusliche Stütze, die alte Jungfer Toni. Ich fühlte mich, fern von meinem heimatlichen Garten und Walde, hier wie in einem Kerker. Studienzeit und freie Bewegung waren für die Jüngeren aufs strengste geregelt. Um so freudiger begrüßten wir die Ferien. Welcher Jubel, wenn mein Vater oder später nur unser Knecht mit der großen Kutsche und den zwei Braunen vor dem Eichentor (so hieß unser Gefängnis) erschien, um mich und einige benachbarte Studentlein zur Heimfahrt aufzunehmen! Wie schön im Sommer, wie abenteuerlich im Winter! Da gab es hohe Schneeverwehungen und trügerisch verdeckte Hohlwege. Wir Jungens saßen dicht gedrängt im wohlverschlossenen Kasten, der Kutscher und mein Vater in Pelzen auf dem Kutschbock. Und da geschah einmal etwas sehr Ueberraschendes. Mit Rücksicht auf die oben berührten überschneiten Hohlwege, denen wir ausweichen sollten, um nicht zu versinken, sagte mein Vater vor der Abfahrt: "Merkt auf, Kinder! Wenn ich vom Kutschbock rufe: rechts halten, so beugt euch alle im Wagen nach der rechten Seite, damit wir nicht links im Graben versinken. Rufe ich: links halten, so tut dasselbe nach der linken Seite." Gut. Wir versprachen das. Nach einer Stunde etwa hörten wir meines Vaters gebieterischen Ruf: "Alle links halten!" Aber

- puff! - was ist das? Nicht nur wir Jungens, auch die Schlittenkutsche neigte sich nach links, und nochmals puff! - liegen wir im Graben auf der linken Seite und sinken tief hinein in den überwehten Hohlweg. Zornig rief der Vater, der noch rechtzeitig abgesprungen war und die versinkenden Pferde an sich riß: "Rechts halten, hab' ich sagen wollen - Donnerwetter!" Und nun krabbelten wir uns aus dem tiefen Schnee und mußten die Kutsche heben.

Von seinem brieflichen Lakonismus möchte ich hier auch ein kleines Beispiel geben. Ich war in jenen Jahren sehr kränklich. Meine gute Mutter, die mir regelmäßig alle acht Tage einen ausführlichen, stets zärtlichen Brief zuschickte, hatte mich auch seelisch durch ihre Liebe etwas verwöhnt. Der gewiß ebenso warmherzige Vater war aber mit aller Schreibekunst auf dem Kriegsfuß. So erhielt ich in der ersten Zeit, bei Beginn der Weihnachtsferien durch unsern Knecht Hans, der den Kutschenschlitten im Gasthof Kaltenbäck eingestellt hatte und sich bei mir zur Abfahrt im Hungerturm meldete, folgenden mit Blei vom Vater beschriebenen Zettel, dessen phlegmatische Kürze mich beinahe kindisch verletzte:

"Lieber Franz!

Ich sende den Kotzen zum allgemeinen Zudecken. Vor der Abfahrt beim Kaltenbäck Brotsuppen essen! Die Fenster zu!

Dein Vater."

Schon frühzeitig erwachte in mir die Sehnsucht nach Büchern und Bildern. Meine Mutter, die an Bildung den Vater weit übertraf und natürliches Talent mit ungewöhnlicher Charakterstärke vereinigte, war nicht bloß eine geborene tüchtige Hausfrau, sondern auch in den

wenigen Stunden ihrer Erholung eine leidenschaftliche Leserin. Schon als sechsjähriges Kind war sie ihres Vaters Vorleserin gewesen. Ihr frischer Geist, ihr natürliches Gefühl, ihre Freude am Schönen bildeten ihren sicheren Geschmack. Ihr Bücherschrank enthielt das bunteste Zeug aus der elterlichen Bücherei des Schlosses Bulgarn. Darunter den ganzen Walter Scott. Diesen verschlang ich frühzeitig gründlich. Meine Bilderfreude aber entzündeten die Münchner "Fliegenden Blätter". Ihr goldener Humor war in unserem Hause das geflügelte Wort und ihre Bilder wurden meine ersten Zeichenlehrer. Dichtung und Malerei dämmerten als wunderbare Feenwesen in meiner jungen Seele auf und führten, wenn auch von mir selber unverstanden, jahrelang einen wechselnden Kampf um die Herrschaft in mir, bis der furchtbare Ernst des Lebens später wie ein greller Blitz mir den Weg der Dichtung als die einzig richtige Bahn meines Daseins bezeichnete. Aber in den Stunden, wo die Muse schweigt, greife ich auch heute noch mit wahrer Lust zu Stift und Pinsel, nicht zu öffentlichem Wettbewerb, nur zu meiner eigenen stillen Seelenfreude. Da ich aber am liebsten meine guten Freunde als ahnungslose Modelle zu lustigen Genrebildern verwerte, so wurde ich jederzeit um meine Ulke geplündert und habe meine Scherzaquarelle zu Hunderten nach allen vier Winden entflattern sehen müssen. Die Originale behalten sie wohl aus Rache oder aus Liebenswürdigkeit zum ewigen Andenken.

Diese Doppelnatur meines Talentes ist mir nicht nur zu beständiger Erfrischung des Geistes, ja zu einer Quelle der Beruhigung geworden, sie hat mir von Anbeginn bei meiner dramatischen Konzeption den besten praktischen Dienst geleistet. Ich sehe, bevor ich noch an die Ausführung einer theatralischen Arbeit gehe, jede Gestalt, jede Szene, das ganze Bühnenbild in lebendiger Geschlossenheit, hell beleuchtet oder verdüstert, in Ruhe oder in Bewegung,

deutlich vor mir. Bin aber auch nur so lange Maler, bis das innere Ohr das erste Wort vernimmt, aus dem sich nun unaufhaltsam Rede und Gegenrede entzündet, worauf mir das ganze Werk zum tönenden Seelengemälde wird, also Dichtung ist und nicht mehr Bild.

Obgleich ich niemals Musik betrieb, im Sinne der eigentlichen Ausübung, ja nicht einmal der Noten fachmännisch kundig bin, hat doch die gütige Natur mir die wärmste Empfänglichkeit auch für den Zauber der Töne verliehen. Beethoven und Wagner versetzen mich in den höchsten Rausch der Entzückung. Daneben macht sich das Naturell des Oberösterreichers dadurch geltend, daß mich die einfachen Melodien, die Tanzweisen des heimischen "Ländlers" förmlich ergreifen und rühren.

Weit entfernt, mir originelle Produktion anzumaßen, möchte ich doch eines viel späteren musikalisch-poetischen kleinen Ereignisses gedenken, das ich hier vorausnehmen muß.

Mein mundartliches Gedicht "Der Weltverdruß" war mir auf einem Spaziergange im alten Schloßpark zu Hetzendorf ganz plötzlich gleichzeitig in Wort und Tonweise aufgegangen. Ich summete es zum Klavier öfter in der Kneipe vor guten Freunden, es gefiel. Der Rundreim wurde im Chore mitgesungen und oftmals mußte ich das Lied anstimmen, wenn wir uns irgendwo versammelt hatten. Einst auf einem Ausfluge überraschten mich meine Schüler im Walde, indem sie plötzlich um mich einen Kreis bildeten und das Lied nach meiner Melodie sangen.

Meister Rosegger hat es im Grazer "Heimgarten" zuerst vor Jahren veröffentlicht. Später erschien es unter meinen gesammelten Gedichten "Aus dem Sturmgesang des Lebens". Mein Buch kam auch in die Volksbibliothek von

Wien und "Der Weltverdruß" kam zu den Volkssängern. Während aber draußen im weiten Lande das Lied Wort und Weise seines Schöpfers getreulich behielt, so daß mein Freund, der steirische Dichter Fraungruber, mir eines Tages teilnahmsvoll erzählen konnte, er habe es in unverfälschter Melodie in Kärnten singen gehört, erlebte mein Lied in der Großstadt Wien etwas ganz Apartes, fast Komisches. Ich saß im Wartezimmer des Franz Josef-Bahnhofes, kurz vor der Abfahrt nach Krems. Im Nebenraume (der anderen Fahrklasse), der durch eine nicht bis zur Decke reichende Holzwand abgetrennt war, hörte ich die Anstreicher und Malgehilfen an der Renovierung der Wände arbeiten, plaudern und singen. Plötzlich intonierte einer, aber in veränderter Melodie, mein Lied, was ich daraus erkannte, daß er deutlich vernehmbar die Worte der ersten Strophe sprach:

"Mir is mei Vater g'storb'n.
Mir is mei Muatter g'storb'n,
I hab' koa Schwesterl und koa Brüaderl kennt.
I bin a ledig's Kind,
Als wiar a Staud'n im Wind,
I bin der Weltverdruß, so ham's mi g'nennt."

Leider rief jetzt der Türsteher: "Einsteigen zum Personenzug!" Ich konnte nicht länger weilen, hatte aber genug gehört. Kurze Zeit darauf teilte mir mein lieber Freund, der Präsident des Wiener Landesgerichtes, Hofrat Dr. Feigl, folgendes mit: "Ich habe zu meiner großen Freude in Sievering eine bereits tüchtig angeheiterte Herrengesellschaft bürgerlichen Schlages Ihren Weltverdruß, allerdings gräßlich, singen gehört. Ein Irrtum ist ausgeschlossen, da ich den Text im Kopfe trage."

Wieder über kurze Zeit, es war im Frühling, wo die fahrenden armen oder krüppelhaften Musikanten in den

Höfen der Häuser sich hören lassen, erklang das Lied auch in unserem Hofe. Unsere Magd sagte ahnungslos: "Gestern hams a so viel trauriges Liad vom Weltverdruß gesungen!"

Mein lieber Freund, Herr Dr. Richard Feigl *junior*, des obengenannten Präsidenten Sohn, brachte mir zuletzt ein ganz merkwürdiges Dokument ins Haus. In der inneren Stadt hatte er im Schaufenster einer Papierhandlung ein kleines gedrucktes Musikblatt ausgestellt gefunden und um geringen Preis sofort käuflich erworben. Es betitelte sich: "Der Weltverdruß" Nr. 1484, Volkslieder, mit großem Erfolge gesungen von Hans Mataushek, Verlag von Josef Blaha, Wien, Weihburggasse 7. Vorne prangt das Bild des Sängers. Ueber die Vertonung findet sich der Vermerk: Arrangiert von L. Gruber. Aber nun zum Text! Aus sechs Strophen sind drei geworden. Das ist jedenfalls gut. Denn die Aneignung meines Gedichtes, ohne mein Wissen, ging auf eine so barbarische Weise vor sich, so unbeholfen, plump und – was das unbegreiflichste ist! – mit solcher Beleidigung gerade der echten Volksmundart durch matte hochdeutsche Flickwörter, daß diese Stümperei der ärgste unerlaubte Griff in mein geistiges Eigentum ist. Der Verfasser dieser Verstümmlung wird überhaupt gar nicht genannt. Aber das Lied wurde – mit großartigem Erfolg gesungen! Wenn dies – und die Tatsache ist ja nicht aus der Welt zu schaffen! – von dieser Verballhornung gilt, wenn diese verbänkelte Kopie die fröhlichen Wienerherzen "beim Heurigen" wirklich so warm begeistert hat, daß man es in den Schenken auf den "äußeren Gründen" der Großstadt beifällig begehrte, dann ist es tatsächlich in dieser Art, in diesen Kreisen ebenso zum "Volkslied" geworden, wie es, gottlob! – unverfälscht in Wort und Weise als mein Lied bei meinen lieben Landsleuten ob der Enns, in Steiermark oder in Kärnten lebt.